

PHILIPP HARNONCOURT

Dialog und Ökumene der Kirchen

Eine Klarstellung zum Begriff „Dialog“ ist voranzustellen. Oft stößt man auf die Meinung, Dia-log sei das Zwie-Gespräch zwischen zwei Personen, im Unterschied zum Mono-log, dem Sprechen eines einzelnen. Das trifft aber nicht zu. Die Vorsilbe „Dia-“ hat nichts mit dem griechischen *dyo* oder dem lateinischen *duo* (= zwei) zu tun, sondern sie bedeutet „durch“. Dialog heißt also „etwas gründlich *durch*-besprechen“. Um etwas wirklich gründlich (*durch und durch*) zu besprechen, ist es notwendig, mehrere Gesprächspartner zusammenzuführen. Diese müssen

- an einer Klarstellung im Dialog interessiert sein, d.h. mit Interesse zuhören können,
- zur Sache, um die es geht, wirklich etwas zu sagen haben, und
- bereit sein, auch selbst im Dialog neue Erkenntnisse zu gewinnen.

1. Grundregeln für jeden Dialog

Zuhören, um etwas zu erfahren

Die meisten Dialoge leiden darunter, daß zwar die Gesprächspartner alle reden wollen, aber nicht bereit sind, anderen aufmerksam zuzuhören. Nehmen beispielsweise vier Personen an einem Dialog teil, so kann sich jeder ausrechnen, daß etwa 75 Prozent der Beteiligung am Dialog im Zuhören bestehen müßte.

Dieses Zuhören muß erkennen lassen, daß man begierig darauf ist, von anderen etwas zu erfahren. Selbstbeherr-

schung, um anderen nicht ins Wort zu fallen, ist zwar wichtig, aber zu wenig. Im Zuhören zeigen sich die Wertschätzung und das Vertrauen, die dem jeweils Sprechenden entgegengebracht werden, und hier muß grundsätzlich uneingeschränkte Gegenseitigkeit gelten.

Sprechen, um gemeinsam etwas zu klären
Rechter Dialog kann nur gelingen, wenn auch im Sprechen kompetente Sachlichkeit im Hinblick auf den Inhalt und Respekt gegenüber den Partnern zu erkennen sind. Häufige Fehler, die den Dialog beeinträchtigen oder auch gänzlich vereiteln, sind: an der Sache vorbereiten; Versuche, mit verdeckten Täuschungen eher zu überreden als zu überzeugen; andere austricksen, bloßstellen oder verächtlich machen; einen Sieg erringen wollen; sich selbst präsentieren.

Einen Standpunkt vertreten

In jedem zielführenden Dialog müssen die Positionen der Teilnehmer klar erkennbar werden. Etwas Wichtiges zu verschweigen, um nicht zu verletzen, wäre ebenso schädlich, wie mit Verachtung oder Fanatismus die Vertreter anderer Standpunkte zu verletzen. Das Recht, den eigenen Standpunkt zu vertreten, muß auch den Partnern eingeräumt werden. Sie nehmen ja am Dialog teil, um auch ihren Standpunkt zur Sache einzubringen.

Andere Standpunkte gelten lassen

Andere Standpunkte und die damit

verbundenen Überzeugungen gelten zu lassen, bedeutet keine Preisgabe der eigenen Überzeugung, wenn man einmal erfaßt hat, daß ein und dieselbe Sache sich verschieden zu erkennen gibt, je nachdem, von welcher Seite sie angesehen wird. Jede Einsicht und die ihr entsprechende Aussage ist also immer nur von einem bestimmten Blickwinkel aus zutreffend. Um eine Aussage richtig zu verstehen, muß man daher auch die Fragestellung kennen, auf die diese Aussage eine Antwort zu geben versucht.

Die Vorstellung von „absoluter Wahrheit“, die unveränderlich und vollständig und unabhängig vom Sprechenden beziehungsweise vom Hörenden und von anderen veränderlichen Gegebenheiten immer gilt, darf auf die Wahrheit der von Menschen formulierten Sätze – d.h. die Wahrheit der Sprache – nicht angewendet werden, weil die Menschen selbst und die Möglichkeiten ihrer Sprache durch die Begrenztheit und durch vielfältige Abhängigkeiten beider dem Absoluten nicht gewachsen beziehungsweise angemessen sind. Die Wahrheit der Sprache ist eine andere Kategorie von Wahrheit (infolge der Relativitätstheorie Albert Einsteins ist das für die Naturwissenschaften heute eine Selbstverständlichkeit).

Mit anderen Worten: unsere Erkenntnisse der Wirklichkeit sind bei aller Richtigkeit immer unvollständig und somit auch ergänzungsbedürftig, weil ja jede komplexe Wirklichkeit reduziert werden muß, damit sie überhaupt wahrgenommen und dargestellt werden kann.

Konsens in Toleranz finden, nicht Kompromiß suchen

Dem sachlichen Dialog entspricht es nicht, durch demokratische Abstimmung zu Ergebnissen zu kommen, weil

bei solchen Abstimmungen nicht das Gewicht von Argumenten, sondern ausschließlich die Zahl der Stimmen entscheidet. Es gibt eine siegreiche Mehrheit und eine besiegte Minderheit. Ein Dialog, der diesen Namen verdient, muß zu Ende geführt werden, und zwar so, daß jeder, ohne seine Überzeugung zu verraten, dem Ergebnis zustimmen kann. Selbstverständlich soll damit gerechnet werden, daß als Irrtümer aufgedeckte Ansichten auch tatsächlich zurückgenommen werden, aber dies muß aus Einsicht geschehen, nicht als taktisches Zugeständnis, um auch von anderen Gesprächspartnern Zugeständnisse zu erhalten.

Ein gutes Dialog-Ergebnis wird in der Regel nicht eine Konsens-Formulierung in dem Sinn sein, daß künftig nur noch diese neue Aussage gilt, sondern ein Übereinstimmen darin, daß auch in wichtigen Fragen verschiedene Überzeugungen möglich, ja oft sogar notwendig sind, um der vollen und ungeschmälerten Wahrheit in diesen Belangen gerecht zu werden. Lediglich Aussagen, die sich gegenseitig absolut ausschließen, stehen einer solchen Übereinstimmung entgegen.

Die Toleranz, die hier angestrebt wird, ist nicht ein indifferentes „Gelassen“, weil man ohnedies nichts Genaues weiß und darum jede im Dialog vorgebrachte Meinung ebenso falsch wie richtig sein kann, sondern eine Toleranz, die in der Gewißheit gründet, daß die Richtigkeit der eigenen Überzeugung durch das Gelassen anderer Überzeugungen nicht infrage gestellt ist.

Alle diese für jeden ernsten Dialog geltenden Voraussetzungen treffen auch für den ökumenischen Dialog zu. Hier sind sie aber leider noch seltener vorhanden und noch schwieriger zu erreichen.

2. Der ökumenische Dialog zur Überwindung der Kirchenspaltung

Jeder ökumenische Dialog muß von der Gewißheit bestimmt sein, daß die eine Kirche Jesu, die im Glaubensbekenntnis „una, sancta, catholica et apostolica ecclesia“ genannt wird, von vornherein und dem Willen Jesu entsprechend eine Gemeinschaft von verschiedenen selbständigen und gleichrangigen Ortskirchen umfaßt.

Es entspricht auch dem Zeugnis der Heiligen Schrift – insbesondere der Apostelgeschichte und den Briefen des Neuen Testaments –, daß die eine Kirche Christi sich von ihrem Ursprung an durch die Gründung von vielen einzelnen Ortskirchen in der Welt ausgebreitet hat, die miteinander im gleichen Glauben und seinem Vollzug verbunden waren – „Ein Leib und ein Geist,...eine gemeinsame Hoffnung,... ein Herr, ein Glaube, eine Taufe,...“ (Eph 4,4f).

Die eine Gesamtkirche soll und kann nur als *communio ecclesiarum* existieren. Die einzelnen Ortskirchen, die nach dem II. Vatikanum „Schwester-Kirchen“ genannt werden, sind nun insofern aufeinander angewiesen, als das Ja zur eigenen Ortskirche nur in Verbindung mit dem Ja zu den Schwesterkirchen ein volles Ja zur Gesamtkirche darstellt.

Die Selbständigkeit der einzelnen Ortskirchen in verschiedenen Kulturräumen, in Völkern verschiedener Sprachen, Denkweisen und Erfahrungstraditionen, verschiedener Geschichte und Gesellschaftsordnung hatte selbstverständlich zur Folge, daß verschiedene Weisen, über Gott und Gottes Wirken zu denken und zu reden und den einen gemeinsamen Glauben zu leben – also je eigentümliche Theologien, liturgische und spirituelle Tradi-

tionen – sich entwickelt haben. Solche Inkulturation des christlichen Glaubens entspricht auch dem Prinzip der Inkarnation, der Menschwerdung Gottes. Auch die Vielfalt der Geistesgaben Gottes (Charismen einzelner Christen und Charismen einzelner Ortskirchen) läßt erwarten, daß durch die Eigenständigkeit vieler Ortskirchen mehr und Verschiedenes aus dem unauslotbaren Geheimnis Gottes entdeckt wird. Eine einzelne Kirche ist allein nicht in der Lage, alle Möglichkeiten des Christseins erschöpfend zu realisieren.

Die unseligen Kirchenspaltungen haben damit eingesetzt, daß entweder das Bekenntnis zu einer Ortskirche mit der Verurteilung anderer Ortskirchen verbunden worden ist, oder daß Begründer und Anhänger bestimmter Glaubensinterpretationen – sei es gerecht oder ungerecht – als häretisch verurteilt worden sind.

„Definieren“ heißt wörtlich „von einander abgrenzen“. Die Definition kirchlicher Identität hat im Lauf der Zeit mehr und mehr auf das hingewiesen, was man nicht ist, als auf das, was man ist. Der Katholik ist nicht evangelisch, der Protestant nicht katholisch usw. Die Überzeugung von der Richtigkeit und Wahrheit, ja von der absoluten und ausschließlichen Richtigkeit und Wahrheit der eigenen Kirche hat sich nicht selten in der Verurteilung anderer Kirchen ausgedrückt.

In so einer Haltung ist kein ökumenischer Dialog möglich. Die Überzeugung hingegen, daß die Existenz von Schwesterkirchen mit verschiedenen Glaubensinterpretationen sowie je eigenen spirituellen und liturgischen Traditionen nicht nur zu tolerieren, sondern tatsächlich notwendig und richtig ist, schenkt Freude an der Begegnung und am Dialog mit ihnen.

Die Bremsen loslassen...

Die meisten Christen haben im Lauf der Jahrhunderte gelernt, die eigene konfessionelle Wahrheit als „absolute Wahrheit“ anzusehen und für sich selbst dadurch zu sichern, daß Kontakte mit den anderen Kirchen gemieden worden sind. Darum waren sogenannte „Misch-Ehen“ in allen Kirchen verpönt, es sei denn, man hat mit Aussicht auf Erfolg versucht, den Partner „zu bekehren“, d.h. für den Übertritt in die eigene Kirche zu gewinnen. In der Begegnung mit anderen Kirchen mußte daher immer „die Bremse angezogen“ sein, um sich ja nicht auf die andere Kirche hin zu bewegen. Man mußte einander mißtrauen, durfte und wollte voneinander nichts erfahren, geschweige denn etwas annehmen!

Ihre Anerkennung, als Schwesternkirchen muß ein radikal anderes Verhalten zur Folge haben. Die Bremse muß losgelassen werden, denn Geschwister sollen einander nahe sein, einander kennenlernen, sich im Gegenüber zum anderen auch selbst besser verstehen und Erfahrungen austauschen. Geschwister sind aufeinander angewiesen. Je klarer die Geschwister ihre verschiedenen Eigentümlichkeiten ausgeprägt haben und in die Begegnung einbringen, umso ergiebiger werden die Begegnungen sein und umso größer auch die Freude an der Vielfalt.

Die Wahrheit des Glaubens

Die Sorge um die Wahrheit des Glaubens – sei es in der eigenen Überzeugung, sei es in der Verantwortung gegenüber den Mitchristen in der eigenen Kirche – wird oft als Grund dafür angegeben, die Überzeugungen anderer nicht gelten lassen zu können. Hier berühren wir den kritischen Punkt jedes ökumenischen Dialogs.

Gilt nun schon im Gespräch über Dinge

und Erkenntnisse dieser Welt und ihrer Geschichte, daß verschiedene Blickwinkel zu verschiedenen Erkenntnissen und daß unterschiedliche Fragestellungen zu unterschiedlichen Antworten führen müssen, so wird dies erst recht zutreffen, wenn es um Geheimnisse des Glaubens geht, die sich weder mit unseren Gedanken noch mit den Möglichkeiten unserer Sprache angemessen und erschöpfend erfassen lassen.

Es muß uns doch klar sein, daß die Absolutheit Gottes und die Geheimnisse des Glaubens notwendigerweise größer sind als alle Möglichkeiten menschlichen Erkennens, Denkens und Redens. Die Wahrheit von Glaubensaussagen darf daher nicht mit der (ebenfalls immer nur relativen!) Richtigkeit von zutreffenden Aussagen über diesseitige Gegebenheiten verwechselt werden. Die Wahrheit von Glaubens-Aussagen, auch von Dogmen des offiziellen kirchlichen Lehramtes, kann nie bedeuten, daß darin die ganze Tiefe des Glaubens ein- für allemal ausgeschöpft wäre, sondern sie bedeutet, daß es richtig ist, so zu bekennen und so zu lehren. Um dieses prinzipielle Ungenügen auch der Dogmen, d.h. mit anderen Worten: ihre immer gegebene Ergänzungsbedürftigkeit, nicht zu übersehen, ist es wichtig, darauf zu hören, wie dasselbe Glaubensgeheimnis und seine Wahrheit zur Sprache gebracht werden, wenn anders gedacht und anders gefragt wird. Auch widersprüchliche Überzeugungen, ja gerade diese, kommen dem ökumenischen Dialog zugute, sofern nur deutlich bewußt bleibt, daß die Vielfalt nicht zu unverbindlicher Beliebigkeit führen darf, sondern eine Konsequenz sowohl der Übernatürlichkeit (Transzendenz) des Glaubens wie auch der Pluriformität geschichtlich und so-

ziokulturell bedingter Vorstellungs-, Denk- und Redeweisen ist.

Einheit in „versöhnter Verschiedenheit“

Der ökumenische Dialog sollte nicht auf einheitliche Kompromiß-Formulierungen hinarbeiten, denen alle zustimmen müssen, d.h. schon gar nicht auf solche, die gleichsam als „gemeinsamer Rest“ übrig bleiben, wenn die Dialogpartner unter dem Druck, zu einvernehmlichen Lösungen zu kommen, ihre je eigentümlichen Ausprägungen des Glaubens, die in scheinbar unversöhnlichem Widerspruch zueinander stehen, zurücknehmen oder streichen. Diese Eigentümlichkeiten sind notwendig; sie enthalten jene Ergänzungen, die den Glauben der einen Gesamtkirche vor allen konfessionellen Engführungen bewahren.

In dieser Hinsicht dürfen zwei ökumenische Dialogprozesse als beispielhaft und zielführend hervorgehoben werden: der Dialog zwischen katholischen und evangelischen Theologen „Sind Lehrverurteilungen kirchentrennend?“ und der Dialog zur Christologie, an dem katholische, orthodoxe und altorientalische Theologen beteiligt sind. In diesen beiden Dialogen wurde aufgezeigt, daß bisher erfolgte gegenseitige Verurteilungen und Kirchenausschlüsse auf Mißverständnissen beruht haben, weil man einan-

der – aus politischen, kulturellen und manchen anderen Gründen – gar nicht verstehen wollte oder konnte. Die Verurteilungen haben daher den jeweils anderen letztlich nicht getroffen, weil seine Denk- und Aussageweise, beziehungsweise die ihr zugrundeliegenden Fragestellungen, gar nicht erfaßt worden sind.

Alle Widersprüche zwischen Schwesternkirchen beseitigen zu wollen, ist weder möglich noch sinnvoll. Eine Glaubensaussage, die nicht auch mißverstanden werden kann und darum Widerspruch findet, gibt es nicht! Auch darüber müßten sich alle Teilnehmer am ökumenischen Dialog im klaren sein.

Wir dürfen getrost sein, daß der Geist Gottes seine Kirche in die Wahrheit einführen wird, damit sie nicht in die Irre geht. Aber auch die im Geist Gottes erfaßten und formulierten Glaubenssätze bleiben angesichts der Unendlichkeit Gottes ein schwaches und unvollständiges Gestammel, das der Erweiterung und der Ergänzung bedarf, die durch andere Schwesternkirchen geschenkt werden.

*Prof. Dr. Philipp Harnoncourt ist
Ordinarius für Liturgiewissenschaft der
Universität Graz und Mitglied des
Vorstands der Stiftung PRO ORIENTE.*